

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 131

Dienstag, den 22. Juni

1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Nachdruck verboten.

„Bresling! war zu sehr in seinen Erinnerungen versunken, um darauf zu achten. Er hatte die letzten Worte Broshufens vielleicht auch nur halb gehört; er dachte an den alten Freund, dem er die Hand zu schütteln gehofft hatte, und auf dessen Grabe nun schon die ersten Blumen sprühten. Er nahm sein Glas, ließ es an des Broshufens anstinken und sagte: „Sehen Sie, was ich Ihnen heute mitbringen konnte.“

„Nicht traurig auch Broshufen aus, aber nicht mit raschem Zuge wie Bresling, sondern langsam und bedächtig. Er hatte die Kaltblütigkeit, die ihn für einen Augenblick verlassen hatte, wiedergefunden; aber er zögerte doch noch immer, Bresling anzuvertrauen, was er auf dem Herzen hatte. Man war noch nicht warm genug: erst mußte der Sekt kommen.“

„Ist die Bildung der Aktiengesellschaft Lentemanns Wunsch gewesen?“ fragte Bresling.

„Nicht direkt,“ entgegnete der Graf; „aber was er nicht das Zweckmäßigste? Lentemann war die Seele des Geschäftes; der Sohn ist tot, und es war niemand da, der ihn hätte ersetzen können. Da war ich herzlos, als ein Konfessionar mich herantrat, das sich der Sache annehmen wollte. Man hat den alten Vogländer an die Spitze gestellt, der ja auch der Vertraute Lentemanns war; im übrigen müssen die Leute sehen, wie sie sich zurechtfinden.“

Bresling schüttelte den Kopf. „Ohne Lentemann erwartete ich keine Erfolge,“ sagte er. „Das ist auch ein mit-sprechender Grund, mich zurückzuziehen. Zu Lentemann stand ich in einem persönlichen Verhältnis; die Aktionäre sind mir gleichgültig — für ihre Taten will ich nicht arbeiten. Außerdem schreibt mir Tante Teu Zimmerbrühe, ohne mich verändere Breslingshof immer mehr. Sie hängt an der Schwelle, weil der Name Bresling damit verknüpft ist. Wenn's das alles wahr! Sterbe ich morgen, so wird man mein Wappenstein so wie so geräben und den Namen Bresling im Handel löschen: ich bin der Letzte meines Geschlechts.“

Was war dem Grafen Broshufen heute? Er zuckte zusammen, und eine gespannte Nummerhülle trat in sein Auge. Es war auch so, als wolle er mit einem raschen Einwurf entgegen, denn er wandte sich Bresling mit lebhafter Bewegung zu und öffnete die Lippen — aber da erriethen die Reimes mit dem unersichtbaren Rücken und der silbernen Salatgabel, und so schloß er. Die Unterbrechung schien ihm recht zu sein. Er lächelte. Das mochte vielleicht dem Mouton Rothschild gelten, den der geriebene Oberpfeiler des Hauses mit einem Ausdruck gesammelter Feiertagslust in die Stasche füllte. Es konnte auch das Vergnügen über den zweiten Rämer sein, der den Salat angefaßt hat. Die Tropfen zählte, die er aus dem Essigflacon in die Schale rinnen ließ; ein Weisheitswort, das nur gelingen konnte, wenn alle Gedanken sich auf die Mischung vereinigten. Broshufen lächelte; aber doch etwas verzieren und nur mit dem rechten Mundwinkel. Dabei legte er seine Hand wie zärtlich auf die Breslings und sagte: „Na, mein gutes Alterchen, ich denke, du wirst der Letzte deines Geschlechts nicht bleiben!“

„Schreit Tante Teu auch zu hoffen. In ihrem jüngsten Briefe himmt sie allerhand Pläne, die ich ihr zu mehrten

Verweisen zerstören muß. Ich habe den Anschlag gründlich verpaßt. Ich werde in einigen Wochen fähig sein.“

„Wirst du?“ warf Broshufen ein, aber mit einer Miene, als freue ihn das, was Bresling aufstellte.

„Nun ja — es ist schon so,“ sagte er, „nur kann ich nicht ganz so vergnügt sein bei diesem Gedanken wie du. Fünftig ist die letzte Weide. Nun geht's im Galopp abwärts. Noch ein paar Jährchen, und man hat im Greis. Und da noch heiraten? Nein, mein guter Botsch, auf solche Kunststücke lasse ich mich nicht mehr ein. Wozu auch? Damit die Breslings noch ein Stüchlein länger die Welt besiedeln können? Sie haben achthundert Jahre lang gelebt, geübt, gekämpft, geküßt und Unfug getrieben — nun können sie abtreten. Und tun's mit einem gewissen Aplomb. Daß der letzte Bresling als Tierbändiger in die Grabe fährt, ist immertin ein Beweis für die ungeheure Verfalltheit des Geschlechts. Als Stammherzog kann jeder Edelmann begraben werden, aber als Tierbändiger — das ist weitestens originell.“

Broshufen ergab sich jetzt dem Weine. Er jog an der Blume, hielt das Glas gegen das Licht und kostete vorsichtig. „Gut,“ meinte er. „Der wärmt die Seele.“ Dann leerte er das Glas. „Jetzt habe ich Grund gelegt. Borsch aus bildet immer die Basis, auf der man weiterbauen kann. Darf ich mir eine Bitte erlauben? Laß den Sekt — ich sehe es an den Reimen, es gibt welchen — nicht auf Eis legen. Kellertemperatur, lieber Oberleutnant!“

„Weshen, Erzellen.“

„Nicht Erzellen — bloß Geheimrat, grade so viel und so wenig wie unser verdorbener Freund Lentemann. Aber er war besser daran: er handelte mit lebendiger Ware, ich höhere Ware mit toten Gedanken — mandmal auch mit noch ungeborenen. Das nennt man dann Diplomatie. Ja, Will, was ich sagen wollte: also dabei bleibt es, daß du nun Mitgesellschafter werden willst? Und ganz und gar?“

„Ganz und gar. Es würde mir ja auch Spaß machen, wenn...“ Er brach mit einem Blick auf den Kellner ab und uhr fort: „Sieh mal, aus Breslingshof ist nur unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen etwas zu machen. Selbst Chalkalpetar und Superphosphat ziehen da nicht mehr. Das Land oben auf den Bergen ist Wüste; bloß unten die Weiden sind gut. Auch das bischen Wald sieht in ganz hübscher Kultur. Nun ist mir schon im letzten Sommer, als ich fuhr durch die Felder streifte, ein Gedanke gekommen, der mich seitdem nicht mehr loslassen hat. Breslingshof eignet sich trefflich zur Tierzucht im großen. Ich möchte es gern einmal mit allerhand Kreuzungen versuchen, von denen ich mir viel verspreche, die auch schon Resultate erzielt haben, wie zwischen Zedras und Geln, zwischen türkischen Hirschen und unserm Rotwild. Auch an eine Strauchzucht habe ich gedacht. Für die ist mein Oberland wie geschaffen, und junge Strauch affinitätieren sich leicht, wie Lentemann uns be-wieseln hat. Das wäre eine Aufgabe, die mir Freude machen würde.“

„Und die auch praktische Ergebnisse haben kann,“ warf Broshufen ein. „In deinem achtzigsten Jahre könntest du Millionär sein. Und für wen hättest du dann gearbeitet? Wenn müßt du Breslingshof hinterlassen?“

„Wenn alles gut einhakt, vielleicht doch. Borsch längig ist nur noch ein Ader dabei. Mein Plan erfordert viel Geld, und ich habe kein...“

verständigen Gutachten außergewöhnlich groß, ohne daß sie sich das sehr koste Angebot der Preise nennenswert „drückte.“ Im Gegenteil, viele Kreise des Publikums wollen von jener Art Vereinbarung der beteiligten Stellen gehört haben, daß „man Kirchen keinesfalls unter 1,50 M. das Pfund verkaufen will.“

Die im Westen des Reiches durch den Käuferstreik längt eingetretene große Preisentung läßt eben in Halle von Tag zu Tag wacker auf sich warten. Gewisse Leute, die eine im Verhältnis zu ihren „Benutzungen“ ungewöhnlich umfangreiche Papierbestände als neue Habe des Schicksals besitzen, verdienen eben offenbar ihre Monaten so leicht, daß sie jeden Preis für ihre Räume zu zahlen aufzugeben sind.

Es ist ja nicht nur mit dem Ölste so, sondern z. B. auch mit dem Kaffee. Er kostet anderwärts seit einer ganzen Reihe von Tagen nur 18—20 M. das Pfund. In Halle jedoch magst die Preisentung kaum 3 M.

Die Seite zeigt schließlich nicht minder sonderbare Preisunterwertungen. Ein dickes Stück „Bath Soap“ z. B. wurde in einem Schaufenster mit 9,50 M., in einem anderen mit 10 M. und im dritten mit 8,50 angeboten. Das alles an ein und demselben Tage, bei gleicher Herkunft, Güte usw.

Eine Behörde, die sich solcher „merkwürdigen“ Dinge annimmt, gibt es augenscheinlich nicht mehr und so mancher Mitschüler kann wohl nicht mehr die Tugend der Enthaltensamkeit üben?

Dr. K. B.

Sunte Zeitung.

„Angebot.“ Neben das Wort „angeblich“ plaudert die „Frankfurter Zeitung“. Das Wort „angeblich“ hat in deutschen Sprachgebrauch einen ironischen Klang. Angeblich hat mein Dienstmädchen 100 Mark verloren; angeblich will dem das oder jenes paßiert sein — immer mischt sich mit dem Ausdruck „angeblich“ ein gewisses Nichtglauben oder doch nicht ohne weiteres-Glauben in die Wortstellung. Das Wort hat in dieser Beziehung manchmal einen geradezu beleidigenden Charakter, weil es Zweifel an einer vorgebrachten Behauptung offen läßt. Mit diesem Zweifel ist es auch in die juristische Sprache übergegangen und hat sich dort verfestigt. So findet es sich regelmäßig u. a. in Aufgebotsanzeigen, für in Berlin geordnete Wertgegenstände, mag es sich um Effekten oder dergleichen handeln. Dann heißt es in der amtlichen Veröffentlichung: „Die... Aktiengesellschaft hat das Angebot der nachbezeichneten angeblich abhanden gekommenen Wertpapiere beantragt...“

„Angebot.“ — Die Aktiengesellschaft wird doch das Amtsgericht X, das das Angebot erläßt, nicht beschwindeln? Und heimlich die Wertpapiere doch noch irgendwo und irgendwas verreckt haben? Sicherlich nicht — denn wenn auf Grund des Angebotes, das übrigens erhebliche Kosten verursacht, neue Stücke ausgestellt werden, sind die alten definitiv erloschen, stehen keinem Menschen mehr etwas (außer, daß sie ihm zu einer Anzeige wegen Betrugs, Diebstahls, Hehlerei, Unterschlagung u. dgl. verfallen können), so mit dem Angebot ist die Verwertungshilfe für die alten Stücke unzulässig. Man ist hier ebenso hinlos wie verlegend. Warum legt das Gericht nicht einfach: „Die Firma hat das Angebot nicht, der nachbezeichneten Wertpapiere, die abhanden gekommen sind, beantragt?“

„Schraffe Wengler.“ Ein berühmter Arzt hatte eine reiche alte Dame aus Patenlinie, die sich einbildete, sie selbe bald an der einen, bald an der anderen Krankheit. Der Arzt

war schließlich ihrer und ihrer eingebildeten Krankheiten müde, und um sie für eine Weile los zu werden, schickte er ihre vor, in einen Badeort zu reisen. „Lieber Doktor, wollen Sie mir da nicht einen Einführungsbrief an den geschicktesten Arzt mitgeben, den es dort gibt?“ fragte sie. „Und beschreiben Sie ihm genau meinen Fall!“ bat sie eindringlich. Der Doktor versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, schrieb den Brief, versiegelte ihn und gab ihn ihr. Die alte Dame wurde von Neugierde gepackt, zu erfahren, was ihr eigentlich schief, und als sie heimkam, öffnete sie den Brief. Da las sie: „Lieber Kollege! Ich schicke Ihnen hier eine alte fette Gans. Wenn Sie sie ordentlich gerührt haben, können Sie sie mir wieder schicken.“

„Falsche Rechnung.“ Von den französischen Sängern Bruder Blonnet erzählt man folgende Geschichte: Eine Madame B. wollte eines Tages eine Soiree geben und forderte die beiden Künstler auf, dabei aufzutreten und vor ihren Gästen zu singen. Das Honorar setzte sie auf 100 Francs fest. — Sie werden mit uns essen,“ sagte Madame B. mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln hinzu, und da was Essen, das ich Ihnen biete, 10 Francs das Gedek wert ist, also 20 Francs zwei Gedede, muß ich Ihnen noch 80 Francs bezahlen.“ — Die beiden Brüder machten keine Einwendungen, sondern saßen sich am nächsten Tage zur festgesetzten Zeit ein. Sie setzten sich mit den anderen Gästen an den geschmackvoll gedeckten Tisch und aßen mit glänzendem Appetit, was man ihnen vorsetzte. Nach dem Dessert erhoben sie sich gleichzeitig von ihren Stühlen, legten jeder ein Behnfranzstück neben den Keller und entsetzten sich. Das Erzählen der Gäste und die Vergegenwart der Sparparanmen Hausfrau kann man sich denken.

Literatur.

„Hoffen des Schicksals“ von Heinrich von Schullern (1. Band der Novellenreihe der Wila). 1920. Wiener Literarische Anstalt Ges. m. B. H.

Es war vielleicht eine glückliche Idee des binnen kurzer Zeit sowohl durch die sorgfältige Wahl seiner Publikationen als auch durch deren auffallend schöne Ausstattung beantragt worden Verleges, gerade in unserer Zeit mit einer Novellenreihe heranzutreten. Der Leser von heute vermag sich nur schwer auf ein umfangreiches Werk zu konzentrieren, aber in einer kurzen Pause, die er zwischen seine Arbeit schiebt, wird eine in sich abgeschlossene Novelle ihn anregen, ihn vielleicht sogar wohlklingen. Und es darf besonders willkommen gehalten werden, daß die Novellenreihe mit dem Werke eines Schriftstellers einsetzt, der, wie Heinrich von Schullern, Geschmack und Kultur beweist und der gerade in der Kürze sein starkes Talent zum Ausbruch zu bringen vermag. Unter den achtzehn Geschichten, die der erste Band der Novellenreihe der Wila enthält, finden sich viele, die zu den besten gerechnet werden müssen, was die Kleinfkunst der letzten Jahre geschaffen hat. Die kleinen Geschichten Schullerns stellen aber noch einen besonderen Wert dar: sie eignen sich ganz vorzüglich für den Vorlesefall und es ist sehr wünschenswert, daß wir im nächsten Herbst und Winter einigen dieser kleinen Geschichten in den Vortragsläden begegnen werden.

Sieger des Lebens. Ein Wiener Roman von Herbert Schüller. Wien 1920, „Wila“, Wiener Literarische Anstalt.

Ein Wiener Roman im besten Sinne muß man dieses Buch nennen, dessen heroischer Vorzug die scharfe, klare Charakteristik ist, mit der der Verfasser die Gestalten bemerkt und lebendig vor uns hinstellt. Es ist ein Stück Wiener Leben aus der für uns fast sechs Jahren zurückgen „guten alten Zeit“ vor dem Kriege, das sich vor uns abrollt, in klarer, spannender, immer feinerer Handlung. Gutgelebene Figuren sind es, die uns entgegenreten, lieb und vertraut, wie alte Bekannte, denen wir erneut zuwenden möchten, froh darüber, daß sie uns jetzt grüßen und an eine Vergangenheit gemahnen, an die wir armen Gegenwartsmenschen nur mit einer leisen schmerzlichen Sehnsucht denken; an eine Zeit, da es noch Einzelgeschickte gab, die sich stark und farblich vom Hintergrund eines normalen Kulturlebens abhoben.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68 Fernruf 4320.



zu lassen. Sein Gesicht zeigte jetzt nicht mehr die übliche liebenswürdige Glätte, die er sich als zweifelhafte Diplomatenmaske angewöhnt hatte. Es war sternig geworden. Wieder lag die unvorsichtsmäßige Faltelinie auf seiner Stirn, und zwischen den hellen Brauen wölbe sich ein wenig die Haut. Die Nase schien nun schärfer hervorzutreten, der Mund wurde verkniffener. Er wartete noch einen Augenblick, bis der Oberleutnant sich zurückgezogen hatte, und fragte sodann: „Wieviel glaubst du nötig zu haben, Will, um deine Pläne durchzuführen zu können?“

Preysingst zog die Schultern höher. „Zimmerhin mehr, als ich aufzählen könnte. Ich verstehe mich ja einigermaßen auf mein Geschäft und würde meine Einkünfte verhältnismäßig billig abschließen können. Trotzdem — du darfst nicht vergessen, daß der Tierimport große Kosten verursacht, daß die ausgesandten Expeditionen häufig nur mit der Hälfte ihrer Jagdbeute oder weniger zurückkehren. Aber mit rund hunderttausend Mark würde ich das Unternehmen schon in Fluß bringen — natürlich auf geschäftsmäßiger Basis — mit dem Herzog von Bedford und seinem Woburner Tierpark will ich nicht konkurrieren.“

Brothusen lachte sein Glas, zögerte noch einen Augenblick und sagte sodann: „Erlaube mir, daß ich die hunderttausend Mark zu vier Prozent zur Verfügung stelle. Ja?“ Auch Preysingst hatte trinken wollen. Er trank aber nicht. Er stellte sein Glas auf den Tisch zurück und rief lachend: „Hör mal, du — mach keine Witze! Wenn ich dich nun beim Wort nehme?“

„Tu es, Will. Ich hatte es. Die hunderttausend Mark liegen von morgen ab für dich bereit. Aber ich sage dir gleich: ich bin egoistisch. Ich möchte eine Gegenseitigkeit in Anspruch nehmen.“

„Und die wäre?“

Der Graf war wieder ganz ruhig. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und begann eine Zigarette zu drehen.

„Ich möchte dich bitten, ein verwaistes junges Mädchen zu adoptieren“, sagte er.

Preysingsts Miene zeigte den Ausdruck höchster Verblüffung. Er war förmlich verwirrt.

„Erlaube, Bolho — hab' ich dich recht verstanden? Ich soll ein Mädchen adoptieren?“ — Und plötzlich strich ein heiliger Widerschein über sein Gesicht. . . „Was denn für ein Mädchen? Doch nicht etwa eine Geliebte von dir?“

„O Gott bewahre“, fiel Brothusen eifrig ein, „wenigstens nicht in dem Sinne, den du mir unterstellen möchtest. Eine Niedrigkeit würde ich dir nicht anbieten. Im Gegenteil, es handelt sich um ein Mädchen aus sehr guter, höchst angesehenen bürgerlicher Familie. . .“ Er schlopfte kurz Atem. . . „Also schäm dich, Will: es handelt sich um die Witte Lentemann.“

Preysingst schlug sich mit der flachen Hand auf das Bein. „Um die Meerlah?“, rief er. Das Wort war ihm entchlüpfelt. Es tat ihm leid, denn er sah, daß die Wangen des Freundes sich dunkler zu färben begannen, und da stieg auch ein mögliches Gefressen in ihm auf. Er wurde sehr verlegen und griff nach Brothusens Hand. „Verzeih“, sagte er, „es ist ein alter Spitzname — und kein böses gemeinter. Als Anna hochte die Alene immer im Affenkäfig — sie war ein natürliches Dingchen — mit so einem kleinen braunen Gesichtchen und tohlschwarzen Augen — und da —“

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen“, fiel Brothusen ein, „es ist nicht nötig. Will hat mir selbst erzählt, daß die Meerlah sie immer Meerlah genannt haben — es war mehr ein Rosennast als ein Spitzname. . . Wann hast du sie zum letztenmal gesehen?“

„Vorjährig nicht — da war sie irgendwo in einer Pension. Ich glaube auch vorvorjährig. Ich habe sie nur als Kind gekannt, und da ist sie einmal schrecklich böse auf mich gewesen, weil ich ihr einen Gangalatabu formlosamen Lieb, der meiner Ansicht nach schwindelhaftig war. . . Nun — und? — Ehrlich, Brothusen: du willst die Antia heiraten?“

Der Graf nickte. „Ja, Will, ich habe die Antia.“

„Verzeih eine Frage: wie alt bist du?“

„Vierundvierzig. Und da Antia neunzehn ist, so beträgt der Unterschied zwischen uns rund ein Vierteljahrhundert. Was schadet das?“

„Nichts“, entgegnete Preysingst ohne weiteres. „Ich bin der Ansicht, daß die Liebe jedes Alter überdauert. Aber ich muß mich doch erst ein wenig fassen. Die Sache kommt mir zu überraschend. Du stammst aus einer sehr vornehmen und, soweit ich weiß, auf ihre Existenz stützen Familie. Was werden die Deinen zu deinem Heiratsentschluß sagen?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich bin der Meinung, daß sie Jeter und Morbio fürchten werden. Das würde mich nicht weiter kümmern, denn ich bin unabhängig und reich und habe mit aus dem Segen meiner Familie nie viel gemacht. Ich würde Will also auch als Fräulein Lentemann betrachten. Ich würde Will also auch als Fräulein Lentemann betrachten. Ich würde Will also auch als Fräulein Lentemann betrachten.“

„Gehäuse das aber, so würden die Betrüben von der Nebenlinie ein Triumphgeheul anstimmen. Es handelt sich nämlich noch um ein Fideikommiß, das auf zwei fast schon erlöschenden Augen ruht. Ich bin der nächste Agnat, und mein Anrecht würde in Fortfall kommen, wenn ich eine Bürgerliche heiraten wollte. Es genügt aber die Adoption Antias seitens eines Adligen, um den fideikommissarischen Bestimmungen gerecht zu werden, da nur die Ehe mit einer Adligen, doch nicht mit einer von adliger Abstammung vorgeschrieben ist.“ Er trank jetzt hastiger; er hatte sein diplomatisches Fürsichsein und auch sein theatralisches Gebahren verloren. Das ehrliche Menschengesicht kam durch. Das verjüngte ihm. Er war nicht mehr der Herr Gelandte, der kein Neusteres nach bestimmten Mäßen der Würdigkeit regelt, sondern ein verliebter Regattionssekretär, der dem Freunde sein Herz öffnet. (Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Liebliche du, die du in besseren Welten weilt, ich grüße dich!
Wie seh' ich mich nach dir in meiner Lage Not!
Wie seh' ich mich nach dir in meiner Lage Not!
Wie seh' ich mich nach dir in meiner Lage Not!
Wie seh' ich mich nach dir in meiner Lage Not!

Sieh, was mein Bestes ist auf Erden, hat mich im Glück verstoßen,
Und achtest nicht mehr meiner Hand und meines liebevollen Herzens,
Die ihm an jedem Tag so oft, so gern und viel gegeben haben.
Und hat kein gutes Wort für mich und keinen Blick, und kennt kein Mitleid.

Du aber, die du stets ersiehst, wenn sie und ich in Sorgen waren,
Die du ihr Leben hießst, daß es in meinen Tränen nicht erlösch —
Du Liebliche, die du in besseren Welten weilt, dich grüße ich,
Und sehne mich nach dir so sehr in meiner Not. — Ich komme bald!
G. P.

Die Huldigung.

Von Paul Alexander Schettler. (Nachdruck verboten.)

Das junge Mädchen war in die fremde Stadt gekommen, um ihn aufzusuchen, ihn, den Dichter, dessen Werte sie über alles schätzte. Es gehörte Mut dazu und Begeisterung. Sie hatte beides. Und sie hatte um so mehr Grund ihn aufzusuchen und ihm ihre Huldigung darzubringen, als er doch die Feier seines fünfzigsten Geburtstages beging. Außerdem besaß sie ein Album, in dem sie Eintragungen aller ihrem Herzen nahestehenden Menschen sammelte. Wenn nun auch der Name ihres Dichters darin stand, von seiner Hand geschrieben —! Diese Ansicht ließ ihr Herz höher schlagen.

Bei ihrer Ankunft in der großen Stadt, wo der Dichter wohnte, befahl sie eine große Scheu. Sie kam aus

dem kleinen stillen Provinznest, in dem keine elektrische Laternen, in dem es nur stille, friedliche Gassen und Plätze gab. Hier aber befand sie sich in einem unheimlichen Gemenge von Menschen und Dingen. Leben und Lärm bebäubend und verwirrend sie. Sie schloß die Augen und wartete, bis der Dichter sie wieder zum Leben erweckte. Denn sie konnte wohl den Wohnort, aber nicht die Wohnung ihres Dichters Otto Runge. Ein bides Buch wurde ihr gereicht, die alte Familienbibel hätte zweimal darin Platz gehabt, so umfangreich war es, und es dauerte eine geraume Weile, bis sie mit zitternden Fingern sich darin zurecht befand.

Und doch fand sie sich nicht ganz zurecht. Als sie an den Namen Runge kam, flehe, da mochten es wohl an die drei Dutzend Gläubige sein, die d'eren Namen führten; vom Schönlehnsegermeister Alois Runge bis zum Katasterkontrolleur Jagdarias Runge, und den Vornamen Otto führten nicht weniger als acht Runges. Vergebens suchte sie den Titel „Dichter“, den verschwiegen das vielwissende, d'eliebte Buch verschämte, dagegen wühlte es von einem Konditor, einem Fabrikarbeiter, einem — Hofrat, halt, dieser würde, ja mußte ihr Dichter sein. Eregt notierte sie sich die Adresse in ihrem Notizbüchlein und drack auf.

Untenwegs erkand sie sich in einem Blumenladen einen herrlichen Rosenstrauch, rief dann in kühnem Wagen eine Droßke herbei und ließ sich zur Wohnung des Hofrates fahren.

Ein seltsames Gefühl überkam die Entschlossene, als sie selbstgenut in den Postern des stilt dahinströmenden Wagens sah und die lebhaften Großstadtstraßen an sich vorbeigleiten ließ. Die Scheu war plötzlich verschwunden und ein hochgemutes Gefühl beherrschte sie. Neugier und Erwartung spannten ihre Nerven. Wie er wohl ausseh? Was er sagen würde? Wie sein Dichtersheim auf sie wirken würde? Vielleicht gab es eine kleine Enttäuschung; Unbekannte, die man nur aus Werken kennt, stellt man sich im Leben meist ganz anders vor, als sie sind. Doch auch darauf war sie vorbereitet. Wohte er kein Wolf sein, was tat es! Sie liebte ja das Wert, nicht seinen äußeren Menschen. Aber lernen lernen wollte sie ihn trotzdem, und die Huldigung einer ihm bis dahin unbekanntem Verehrerin würde er sich wohl gefallen lassen.

Der Tazimeter hielt. Sie war zur Stelle. In einer imposanten Villenallee war sie gelandet. Sie gab dem Aufseher ein Trinkgeld, nahm ihren Strauch und trat beherzt durch das hohe eiserne Tor in den gepflegten Vorgarten der Runge'schen Villa. Auf ihr Rängen öffnete ein galanter Diener. Sie überreichte ihr Rärtchen und beehrte den Hofrat persönlich zu sprechen. Man führte sie in das Empfangszimmer.

Da sah sie nun hochloppenden Herzens im Heim ihres Dichters. Welch eine Vornehmheit, welch Luxus! Wie in einem Mädchenstübchen war ihr zumute. Da ließ sich gewiß blühen und schaffeln! Ach, davon hatte sie sich nichts träumen lassen, wenn sie daheim in ihrem stillen Stübchen sah und an ihn dachte. Wie er nun wohl ausseh?

Indessen öffnete sich schon eine Tür und ein älterer bejahrter, aber vornehm gekleideter Herr trat freundlich auf sie zu und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen.

Stehend brachte sie ihr Anliegen vor. Sie sei eine begeisterte Verehrerin seiner Werke und erlaube sich, ihm zu seinem fünfzigsten Geburtstage eine schriftliche Huldigung darzubringen. Sie sammelte das alles verlegen heraus, wie ein Schulmädchen, denn es kam ihr plötzlich so dumm und albern vor, was sie da tat, und sie selbst erschien sich unendlich lächerlich in ihrer Rolle dem fremden freundlichen Manne gegenüber.

Dieser nahm ihren Strauch entgegen, hüßelte ein wenig zallös und sagte schüchtern nach einer kurzen Pause lächelnd, sein fünfzigster Geburtstag läge ja allerdings schon einige Zeit hinter ihm. Das schade aber nichts. Er freue sich aufrichtig über die freundliche Aufmerksamkeit, die sie ihm bereite. Ob er ihr vielleicht auch eine kleine Freude machen könnte?

Sie hastete hastig an ihrem Handtäschchen und hielt

ihm ihr Album entgegen. Ob er ihr eine Widmung hineinschreiben wolle?

Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Da willst du etwas Besseres, meinte er und drückte auf einen Knopf. Der Diener erschien in der Tür. Der Hofrat gab ihm einen Wink, worauf der Bediente verschwand, ungleich wieder mit einem verschleierte Mädchen zu erscheinen, das er auf silbernen Tabletts trug. „Nehmen Sie das als Dank, liebtes Fräulein“, jagte der alte Herr mit Herzlichkeit. Dann erhob er sich. „Jetzt würde ich Ihnen ein wenig länger Gesellschaft leisten, aber leider — meine Zeit ist lang bemessen.“

Das junge Mädchen dankte mit glühendem Gesicht und eilte hinaus. Zweifelhafte Empfindungen kämpften in ihr, Freude, Scham, Stolz und Enttäuschung. Noch ganz im Banne ihres Erlebnis, verlor sie sich in den unbekanntem Straßen, bis sich eine zufällig vorbeifahrende Droßke ihres annahm und sie ungeführt zum Bahnhof zurückbrachte. Erst als sie im Eisenbahnsteig sah und in ihr stillen Städtchen zurückkehrte, begann sie sich des Geschehenes und wachte, das Paket zu öffnen. Sein neuestes Wert sicherlich, dachte sie, und ein leiser Triumph blitzte in ihrer Seele auf. Sie löste das Papier und — erschrak schmerzlich. Sie hielt einen Karton Pralines in den Händen —: Erstklassiges Fabrikat der Runge-Werke, so stand in goldenen verschnörkeltem Letzter auf dem Rärtchen. Lieferant erster Häuser — Runge-Werke?

Entsetzt starrte sie auf die goldenen Verpackungen und die wüzig duftenden Koffbarkeiten, die das Rärtchen barg, totet eingebettet in zartes, feines Seidenpapier. Unwillkürlich riff sie mit spitzen Fingern in die Schachtel und führte ein Stück zum Munde.

Ihr Auge, das ein wenig feucht gemorden war, hellerte sich auf, während das süßliche aromatische Etwas leicht auf ihrer Zunge zerquoll. Sie lehnte sich in die Postler zurück und lächelte in sich hinein. . . Sie fand es auf einmal gar nicht mehr so übel, daß sie wesentlich einem Schokoladenfabrikanten statt einem Dichter Runge ihre Huldigung dargebracht hatte. . .

Sonnenwendfeier

(21. Juni)
Wie wagt in warmen Wellenbreiten
Die silberhelle Sommerzeit,
Als wenn aus still verhängten Weiten
Gespinnne Hände übergleiten
Die Fluren, die kein Fuß betrat.

Sonnwend ist heut! An Fels und Bänken
Träumt süßer Heiterrosen Hauch,
Die Nächte stehn in Glut und Klängen;
Wie weiße Flammen duftend drängen
Sich Dolben an Hollundersträuch.

Kroch goldne, schimmerhohne Lage
Umstie en mit der heil'gen Fint
Wie eine sel'ge Sonnenlage
Die ewig alte Menschenklage
Und günden hell mein junges Sin.
Ely Schneider-Ohser

Preisunterschiede . . .

„Köfen Ge hier Klumterfischen! Nur zwei Mark rehn das Pfund!“ Ichie heute früh ein „fliegender“ Händler in einer der belebtesten Hauptstraßen in die Ohren des Publikums. Von der andern Seite der Straße aber sandte ihm ein Konkurrent müde Worte und den freundlichen Zuruf: „Ne, du A . . ., unter zwei Mark dreißig geht das nicht!“

Wer hat nun eigentlich den richtigen Preis? Der Mann mit den 2,10 M. oder sein Gegner mit den 2,30 M.? Oder gibt es überhaupt keinen auch nur einigermaßen angemessenen Preis in Halle mehr? Das muß man ja leider allmählich glauben; denn die Dösternte ist in diesen Jahre nach fast

